

Albrecht Mahr

Ruanda

Bericht von einem Besuch 10 Jahre nach dem Völkermord

In Ruanda wurden vor 10 Jahren beginnend mit dem 7. April 2004 innerhalb von 100 Tagen 800.000 - 1 Millionen Angehörige der Tutsi (damals ca. 15 % der Bevölkerung) von Hutus (ca. 85%) getötet. Unter den Ermordeten waren auch viele Hutus, die sich dem Völkermord zu widersetzen suchten.

Die Nachwirkungen dieses Genocids prägen in dem aufstrebenden kleinen Land im östlichen Zentralafrika alle Lebensbereiche, sei es in offen erkennbaren Zeichen (Einwohner mit schweren körperlichen oder seelischen Verletzungsfolgen, zerstörte Häuser, zahlreiche Gruppen und Initiativen tragen den Zusatz „Überlebende des Genocids“, z.B. „Vereinigung von Genocid-überlebenden Studenten und Schülern“) oder als schwer fassbare Atmosphäre eines lange nachhallenden und noch ganz gegenwärtigen überwältigenden Schreckens.

Ich hatte im Dezember 2003 Gelegenheit, zusammen mit Yolande Mukagasana ihr Heimatland zu besuchen. Yolande, wie sie in ihrer Heimat angesprochen wird, hat in der Landeshauptstadt Kigali (ca. 1,2 Millionen Einwohner) als Krankenschwester und Angehörige der Tutsi während des Völkermordes ihren Mann, ihre drei Kinder und zwei ihrer drei Geschwister verloren. Sie überlebte unter unglaublichen Umständen, schrieb darüber 2 Bücher und begann schließlich in Gesprächen mit Opfern und Tätern, Ausstellungen und Vorträgen ihre Landleute bei der Suche nach gangbaren Versöhnungswegen zu unterstützen. Sie hat darüber auf der 3. Internationalen Tagung zu Systemaufstellungen in Würzburg 2003 berichtet.

Zunächst einige Informationen zu Ruanda, danach berichte ich von eigenen Erfahrungen und füge am Schluß einige Wahrnehmungen und Überlegungen aus der Perspektive von Systemaufstellungen an.

Zur Geschichte des Genocids

Ruanda ist mit einer Größe etwa der Schweiz und 8.3 Millionen Einwohnern das dichtestbesiedelte Land Afrikas. Bei einer mittleren Höhe von 1100 m und einem milden, ausgeglichenen Klima, leben die Einwohner im „Land der 1000 Hügel“ ganz überwiegend von Landwirtschaft und Kleinhandel, wegen der drückenden Landknappheit oft in größter Armut.

Vorkolonial hatte Ruanda die Struktur eines zentral regierten Königreiches mit relativ autonomen einzelnen Herrschern in

zugehörigen Unterregionen. Nach ca. 10 jähriger deutscher Kolonialpräsenz und Vorbereitung einer auf europäische Interessen ausgerichteten Kolonialverwaltung war Ruanda von 1916 bis zu seiner Unabhängigkeit 1962 belgische Kolonie. Damit einher ging eine weitgehende Christianisierung der u.a. durch eine innige Verbindung mit den Ahnen charakterisierten vorkolonialen Spiritualität Ruandas.

Zur Fragwürdigkeit ethnischer Unterscheidung

Die Unterscheidung in 3 Ethnien Hutus, Tutsis und Twa (etwa 1%) ist in Ruanda zwar offiziell aufgehoben, wird aber immer noch intensiv gedacht und gefühlt. Auf eine unterschiedliche Herkunft der 3 Volksgruppen gibt es keine eindeutigen geschichtlichen Hinweise. Die über ca. 2000 Jahre rekonstruierbare Geschichte der Region führte über lange Entwicklungsprozesse zu einer sozialen Differenzierung in Tutsis und Hutus. Tutsis waren diejenigen, die über einen hohen Viehbestand verfügten, damit über einen von allen anerkannten Reichtum und damit wiederum über mehr Einfluß und Macht an den Höfen. „Hutu“ war ursprünglich die Bezeichnung für einen am Hof dienenden, untergebenen und meist von Ackerbau lebenden Menschen, die Mehrzahl der gewöhnlichen Leute. Und entsprechend die Twa, die kleine Gruppe der Waldbewohner, die überwiegend von der Jagd lebten. Diese kleine Gruppe hat für meine Thema nur untergeordnete Bedeutung, so dass ich sie im Weiteren unberücksichtigt lasse.

Bei aller sozialer Differenzierung erlebten Hutus und Tutsis jedoch immer die tiefe Gemeinsamkeit von Sprache (Kinyarwanda), Spiritualität und Kultur - noch während des Genocids wurden von beiden Gruppen die gleichen Lieder gesungen und die gleichen Gebete gesprochen - , und Eheschließungen untereinander waren häufig.

Daß aus diesen geschichtlich-sozial bedingten Gruppenunterschieden „ethnische Merkmale“ wurden im Sinne von vermeintlich objektivierbaren Unterschieden sozialer und menschlicher Verwertbarkeit verschiedener Gruppen und ihrer Angehörigen, war auch Folge der Vorstellungen und Interessen der europäischen Kolonisatoren. Es gab die europäische Idee, rassische Unterschiede aus vermeintlich a priori und objektiv gegebenen typischen physischen und charakterlichen Merkmalen zu definieren und damit soziale Höher- oder Minderwertigkeit wissenschaftlich bestimmen zu können. Und es gab das europäische Interesse, durch eine stark vereinfachte, klare Festlegung des sozialen Status eindeutige Eliten bzw. dienende Schichten zu definieren und so klare Kooperations- und Machtverhältnisse für die Kolonialmächte herzustellen.

Zur Verwirklichung dieses Anliegens ließen die Belgier Anfang der dreißiger Jahre in einer Selbstbefragung der Bevölkerung die ethnische Zuordnung festlegen: etwa 84% stufen sich als Hutu ein, 15% als Tutsis und 1% als Twa, was als Personenmerkmal in die Ausweise eingetragen wurde. Diese ethnische Festlegung wurde im Genocid von 1994 zu einer schrecklichen Falle, da sie für die Hutus eine der wesentlichen Grundlagen für die Identifizierung und Ermordung der verfolgten Tutsis wurde.

Diese hier nur sehr vereinfacht geschilderte Entwicklung erinnert uns noch einmal eindringlich daran, dass die Unterschiede zwischen Menschen, die als Begründung für deren vermeintlichen Wertunterschied und damit für ihre bessere oder schlechtere Behandlung schließlich als „ethnisch/rassisch“ verdinglicht werden, nichts als Vorstellungen und mentale Konstruktionen sind. Diese Vorstellungen können unter dem Einfluß z.B. von wirtschaftlichem und politischem Druck so dinghaft-wirklich, so objektiv, so „wahr“ werden, daß wir die Verbindung zu unserem natürlichen mitmenschlichen und mitfühlenden Gewissen und das zugehörige zweifelnde Fragen aufgeben und schließlich nach dieser geschaffenen Wirklichkeit zu handeln beginnen. Und es scheint sehr schwer zu sein - wie wir aus der Zeit nach dem Nationalsozialismus, aber auch aus all den anderen kollektiven Katastrophen des letzten Jahrhunderts einschließlich Ruanda erkennen können - wieder aufzuwachen zu der Tatsache, dass es zwischen uns Menschen unter der kulturellen, religiösen oder politischen Oberfläche keine wirklich grundlegenden Unterschiede gibt.

Der Genocid von 1994

Nach einer langen, überaus komplexen und nach der jeweiligen Optik der Autoren natürlich recht kontrovers interpretierten Entwicklung (Einzelheiten kann ich aus Platzgründen hier nicht darstellen) wurde der tödliche Flugzeugabsturz des damaligen Präsidenten Juvenal Habyarimana am 6. April 1994 für die bestehende Hutu-Regierung zum Auslöser einer lange minutiös vorbereiteten Ermordung von Tutsis und moderaten Hutus. Innerhalb von kaum mehr als 3 Monaten wurden vor allem mit Macheten, metallbespickten Keulen und Schusswaffen bis zu 1 Millionen Menschen auf grausamste Weise umgebracht, wobei bisher befreundete Nachbarn einander töteten, Ärzte ihre Patienten, Eheleute sich gegenseitig ermordeten, und 9-10jährige Kinder unter Todesandrohung von den mordenden Gruppen gezwungen wurden, selbst zu Mördern zu werden. Viele Zehntausende starben in Kirchengebäuden, in denen sie Zuflucht suchten, um dort eine leichte Beute der Verfolger zu werden.

Eine entscheidende Rolle spielte die auf schreckliche Weise perfektionierte Radiopropaganda, deren Autoren sich ausdrücklich auch auf die von Joseph Goebbels entwickelten Techniken bezogen: die seit etwa 1990 bestehende schwere Wirtschaftskrise (u.a. Verfall des Kaffeepreises) wurde den so definierten feindlichen Drahtziehern, den Tutsis angelastet, denen in „spiegelbildlicher Anschuldigung“ das unterstellt wurde - Völkermord an den Hutus - was man selbst plante. Sie wurden entmenschlicht als „Kakerlaken“, vor ihrer giftig-gefährlichen Allgegenwart wurde eindringlich gewarnt, und es wurden detaillierte Namenslisten der lokalen Tutsi-Bevölkerung veröffentlicht mit dem genauen Datum, bis wann sie zu liquidieren seien, um ihnen rechtzeitig zuvorzukommen. Es gab tatsächlich die Absicht, alle Tutsis restlos auszulöschen, so dass es am Ende nur noch ein Volk gleichschuldiger und damit einander entlastender Täter geben würde; es würde keine bezeugenden Überlebenden und keine Ankläger mehr geben - und damit könnte „Frieden“ einkehren.

Der Genocid wurde schließlich im Juli 1994 von der RPF, der „Ruandischen Patriotischen Front“, einer von Tutsis in Uganda gebildeten Exilarmee unter der Leitung von Paul Kagame, beendet. Paul Kagame ist seitdem Präsident von Ruanda, das er mit einer mehrheitlichen Tutsi-Regierung unter Beteiligung von Hutu-Ministern regiert - und mit über 50% weiblichen Regierungsmitgliedern, der derzeit weltweit höchsten Beteiligung von Frauen an einer Regierung!

Inzwischen ist bekannt, dass Frankreich, Belgien, die USA und die Vereinten Nationen von den systematischen Vorbereitungen zum Genocid wussten, sich aber zum Nicht-Eingreifen entschlossen. US-Diplomaten wurden von ihrer Regierung ausdrücklich angehalten, nicht von Genocid sondern nur von „Stammeskrieg“ zu sprechen. Inzwischen haben die UN ihre Verantwortung und ihre nicht genutzte Möglichkeit des rechtzeitigen Eingreifens zur Verhinderung oder wesentlichen Abmilderung des Genocids anerkannt. Präsident Clinton und der UN-Generalsekretär Kofi Annan haben sich im Jahr 2000 beim ruandischen Volk entschuldigt, wobei Kofi Anan gegenüber den Überlebenden von Ruanda bekannte: „Wir werden nicht leugnen, dass die Welt gegenüber dem ruandischen Volk in der Stunde seiner größten Not versagt hat.“ Die UN haben vor Kurzem den 7. April zum „International Day of Reflection on the 1994 Genocide in Rwanda“ erklärt.

Die gegenwärtige Situation in Ruanda nach dem Genocid

Bezogen auf den Völkermord vor 10 Jahren leben im gegenwärtigen Ruanda die folgenden Gruppen: überlebende Opfer und ihre Angehörigen; ca. 120 000 in Gefängnissen Inhaftierte, die als Täter erkannt oder verdächtig sind; unerkannt in Freiheit lebende Täter und deren Angehörigen sowie die Angehörigen der Hutus, die nach dem Genocid zu Hunderttausenden in die Nachbarstaaten und ins europäische Ausland geflohen sind. Unter diesen ausserhalb von Ruanda lebenden Flüchtlingen wiederum befindet sich eine unbekannt und vermutlich große Zahl von Tätern.

Es gibt eine in die Zehntausende gehende Zahl von Halb- oder Vollwaisen, die selbstorganisiert in kleineren oder größeren Kinder-Familien zusammenleben (1998 wurden 65000 Waisenkinder als „chefs de famille“ gezählt), und eine sehr große Zahl von Witwen, die einen ganz wesentlichen Teil des Wiederaufbaus leisten. Sehr viele Bewohner Ruandas, ob sie den Opfern oder den Tätern zugerechnet werden, sind psychisch oft sehr schwer traumatisiert. Es kann vorkommen, dass schon jetzt oder in absehbarer Zeit, nach Haftverbüßung, Täter und Opfer im gleichen Dorf, manchmal sogar als Nachbarn zusammenleben müssen, da es aus wirtschaftlichen und räumlichen Gründen keine Ausweichmöglichkeiten gibt. In einigen Regionen werden fortdauernd Gewalttaten und Racheakte verübt, die mangels funktionierender Strafverfolgung oft ungeklärt bleiben.

Das ruandische Gesundheitswesen versucht in Zusammenarbeit mit zahlreichen NGOs dezentralisierte Dienste zur Bewältigung der Traumalangzeitfolgen einzusetzen und betont den dringenden Bedarf an Fachpersonal auf allen Ebenen vor allem im Bereich Ausbildung und Supervision.

Erfahrungen als Gast in Ruanda

Der Genocid ist allgegenwärtig in Ruanda. Ich wohnte in der Hauptstadt Kigali bei Yolande's „Familie“, 18 Waisenkinder im Alter von 6 - 22 Jahren, die sich bei Yolande's häufiger Abwesenheit selbst organisieren und je nach Alter und Fähigkeiten einer recht disziplinierten Aufgabenverteilung folgen. Die auf sehr engem Raum miteinander lebenden Kinder und jungen Erwachsenen waren warmherzig und fröhlich, wohlwollend und von großer Solidarität untereinander, manchmal still und zurückhaltend oder auch ganz scheu und in sich gekehrt. Manche, so hörte ich, brechen gelegentlich ein und erleben kurze oder längere Krisen des Wieder-Erinnerns. Ich sprach lange mit einer jungen Frau, die sich nach überlebter sexueller Gewalt unheilbar schmutzig vorkam. Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie entlasten konnte. Ohne das auszusprechen versuchte ich, wie auch bei anderen

Kontakten, mir innerlich auch die Täter vorzustellen und ihnen ein menschliches Gesicht zu geben, was manchmal sehr schwerfiel aber durch die lange Lehrzeit in Aufstellungen überhaupt erst möglich wurde.

Yolande's Haus war 1994 bis auf den letzten Stein dem Erdboden gleichgemacht und mit großer Mühe und einfachen Mitteln in mehreren Jahren wiederaufgebaut worden. Yolande hatte dort 6 Jahre nach dem Genocid viele, aus dem 5 Gehminuten entfernten Massengrab geborgene Skelette ausgelegt, um sie zusammen mit den Nachbarn vielleicht noch identifizieren und persönlich bestatten zu können. Ihr Haus wurde bis heute für viele ein Ort des kurzen Besuchs und des kleinen Gesprächs. Einmal kam eine Frau, die überhaupt zum ersten mal über ihre Erlebnisse sprechen wollte. Währenddessen tauchte wieder einmal B. auf, ein schwer traumatisierter, oft alkoholisierter und AIDS-kranker Nachbar, der mit den kleineren Kindern der Familie für eine Stunde recht aggressive soldatische Aufmärsche mit militärischem Gebrüll inszenierte. Alle schienen zufrieden mit dieser etwas unheimlich anmutenden Parade. Über diesen und vielen anderen Ereignissen im Laufe eines Tages lag eine merkwürdige Mischung aus unbekümmerter Heiterkeit und einer Schwermut wie aus vielen Schleiern feiner Traurigkeit.

Vom Umgang Ruandas mit dem Völkermord

„Keine Hutus, keine Tutsis - nur Ruander“, so lautet die regierungs-offizielle Devise zum Umgang mit dem kollektiven Trauma. Gefühlt und erlebt wird diese gute Absicht noch kaum, und auch bei äusserlich nicht erkennbarer Zugehörigkeit (die Tutsis gelten als schlank und hochgewachsen, die Hutus als kleiner und etwas untersetzt), wissen, ja „riechen“ alle Beteiligten sofort, wer zu welcher Gruppe gehört. Es scheint offen, ob die oben skizzierte, in Jahrhunderten gewachsene Gruppenzugehörigkeit allein wegen ihres schlimmen Missbrauchs aufgehoben werden kann; ob es vielleicht gelingt, an die ursprünglichen Identitäten anzuknüpfen und ihnen weitere, bereichernde hinzuzufügen wie „...und Ruander, .. und Afrikaner“ oder ob eines Tages sogar erlebt werden kann, was ein Student in einem Gespräch vorschlug „... und vor allem: Menschen“. Daß es der Regierung und der ruandischen Bevölkerung gelungen ist, die Absicht „nur Ruander“ soweit ernst zu nehmen, dass nach unvorstellbarem Chaos ein doch erstaunlich gut funktionierendes Gemeinwesen entstanden ist, ist eine fast unglaubliche gemeinschaftliche Leistung dieses kleinen Volkes.

Gedenkstätten: die Toten des Genocids scheinen für die allermeisten Ruander vorerst noch Emotionen wie Entsetzen, unerträgliche Schuld, heftige Trauer, Angst, lähmende Depression oder auch Wut und Rachewünsche wach zu halten. Gedenkstätten wie Murambi, wo nach einem Massaker von über 50000 Menschen ca. 200 von ihnen in einem verlassenen Schulgebäude mit Löschkalk weiß-mumifiziert und in Gesten des Todeskampfes, des Schreiens, der verzweifelten Abwehr erhalten sind, haben eine übermächtige Wirkung, die den Besucher - und, so habe ich doch empfunden: auch die Toten - nur schwer zu ruhiger Besinnung kommen lassen.

Gerechtigkeit - der Umgang mit den Tätern: gegenwärtig sitzen in den hoffnungslos überfüllten Gefängnissen noch ca. 120000 Täter oder Tatverdächtige. Die notwendigen Gerichtsverfahren durch die ruandischen Gerichte würden weit über 100 Jahre brauchen. Deshalb wurde die traditionelle, vorkoloniale Gerichtsbarkeit des Gacaca („Rasen“, Versammlungsplatz des Dorfes) wiederbelebt und neu formuliert: nach Wahl von „personnes intègres“, die nicht in Schuld verwickelt und zur Unparteilichkeit geschult sind, werden in der Gemeinde im Freien öffentliche Versammlungen mit Tätern (in der landesweit gleichen hellrosa Gefangenen-Uniform), Opfern, Zeugen, Angehörigen und Beobachtern abgehalten. Ziel ist es - neben der Notwendigkeit, angemessene Strafen zu verhängen - , die Wahrheit ans Licht zu bringen, die Täter zum Bekennen ihrer Handlungen, ihrer Schuld und zu Reue zu bewegen, den Opfern ihre Würde zuzusprechen und es ihnen zu ermöglichen, den Tätern zu vergeben. Nach den Erfahrungen in Südafrika ist die aufrichtige Vergebung ein wichtiger Schritt dahin, auch den Tätern ihre Menschlichkeit zurückzugeben und ihnen auf diesem Wege wieder Zugang zu ihrem eigenen Mitgefühl und zu den Schmerzen über ihre Handlungen zu ermöglichen. Die Täter werden je nach Schwere des Verbrechens und nach ihrer Bereitschaft, die Wahrheit zu sagen und zu bereuen, unterschiedlich verurteilt, wobei die konkrete Entschädigung der Opfer, soweit eben möglich, eine große Rolle spielt. Das pro Fall in mehreren mehrstündigen Sitzungen durchgeführte Gacaca versteht sich ausdrücklich als eine nicht auf Bestrafung sondern auf Versöhnung und Wieder-Integration der Täter ausgerichtete Gerichtsbarkeit. Die konventionellen ruandischen Gerichte anerkennen in der Regel die Gacaca-Urteile. Nach einer Probephase seit 2001 sollen ab dem 10-Jahrestag des Genocids im April 2004 landesweit 11000 Gacaca-Plätze eingerichtet werden.

Daß das Gacaca mit großen Schwierigkeiten zu ringen hat, ist leicht vorstellbar. Die personnes intègres sind oft unzureichend vorbereitet auf ihre schwierige Aufgabe, und sie sind mit dem Anspruch an ihre

Unparteilichkeit weit überfordert. Der ideale Ablauf über die Wahrheitsfindung zu einer wirklichen Versöhnung scheint nur selten möglich zu werden. Aus Angst vor Rache schweigen Zeugen lieber, und es gibt immer wieder Retraumatisierungen durch das erneute Nacherleben von entsetzlichen Erfahrungen oder auch dadurch, dass Kinder gegen ihre Eltern als Belastungszeugen auftreten müssen, wie ich es bei einem Gacaca als herzerreißend miterlebt habe.

Dennoch: es gibt keine Alternative, und bei aller Unvollkommenheit ist das Gacaca eine Praxis, die jedermann aktive Mitwirkung an der Bewältigung der gemeinsamen Traumata ermöglicht und damit, anders z.B. als im Deutschland nach der Zeit des Nationalsozialismus, die zeitnahe gemeinsame Wahrheitssuche einem kollektiven Versinken in Schweigen entgegensetzt.

Erfahrungen mit Aufstellungen

Eine Gruppe von Studenten hatte das Anliegen, die Aufstellungsarbeit kennenzulernen, die ich selbst bei diesem kurzen Besuch nicht geplant hatte. Ich war sehr skeptisch und entsprechend vorsichtig, weil alle Personen und damit alle Stellvertreter und Stellvertreterinnen selbst schwer traumatisiert waren, während sie schwer traumatisierte Menschen vertreten mussten. Die Stellvertreter bewegten sich oft weit weg, verließen den Raum, entfernten sich 40 - 50 Meter, um mit einem aufschießenden Schmerz für sich zu sein, wurden wieder zurückgeholt und schwankten zwischen den eigenen erinnerten Traumata und den Traumata der von ihnen vertretenen Personen. Besonders eindrucksvoll war jedoch, dass die Stellvertreter ganz klar werden konnten, wenn es darauf ankam: als z.B. Patrick (Name geändert) zu seiner toten Mutter wollte, deren Vergewaltigung und Ermordung er als 10-Jähriger mit ansehen musste, wurde die ansonsten in einer Mischung aus erinnertem und stellvertretendem Trauma eingewobene Stellvertreterin plötzlich seine Mutter, ganz klar, ohne jeden Zweifel: „Das will ich nicht! Du sollst leben!“ wiederholte sie einige mal mit größter mütterlicher Autorität, was Patrick nachhaltig heilsam schockierte und aufweckte. *Diese Mutter hätte auch die Kraft und die Würde gehabt, ihrem Täter zu begegnen - ein Schritt, der in Zukunft vielleicht einmal möglich wird, in dieser Situation jedoch noch zu früh war.*

Ganz gewiss wäre für eine solche Gruppe traumatisierter Menschen eine intensive und spezifische Traumaarbeit in Gruppen sehr wünschenswert. Eine entsprechend modifizierte, sehr geduldige, für Krisen haltgebende und sehr anpassungsbereite Aufstellungsarbeit

scheint mir jedoch das Potential zu haben, eine solche Arbeit zu leisten.

„Ordnungen des Bösen“? Wahrnehmungen und Gedanken aus der Perspektive von Systemaufstellungen

10 Jahre nach dem Genocid in Ruanda ist unter den Überlebenden die Erfahrung des Opfer-Seins als zentraler Bestandteil von Selbstbild und Identität noch ganz im Vordergrund. Nur ganz wenige scheinen bereits zu spüren, welche innere Gefangenschaft es bedeutet, länger als während des traumatisierenden Ereignisses selbst an der Selbstwahrnehmung als Opfer festzuhalten. Dazu war für viele Menschen bisher viel zu wenig Gelegenheit zu ausreichender Traumabewätigung auch i.S. des genau dosierten Erlebens, Ausdrückens und Entlassens von Traumaenergien etwa wie beim Somatic Experiencing von Peter Levine. Ein besonderes Problem scheint mir der enorme Hass zu sein, der aus den Erfahrungen schrecklichster demütigender Hilflosigkeit und Ohnmacht herrührt und sich in manchen Regionen als anhaltendes Weitermorden aus Rachemotiven Luft zu machen scheint.

Damit verbunden sind bestimmte enggefasste und fast durchgehend belastende Vorstellungen von den gestorbene Angehörigen - so stellte sich auch Patrick seine ermordete Mutter als elend, extrem geschwächt und zugleich aggressiv vor, ähnlich wie ein überwiegend negatives kollektives Bild der Toten in der Gedenkstätte von Murambi bewahrt wird.

Ebenso scheinen viele Täter sich selbst meist noch so unbegreiflich und überwältigend schuldig zu erleben, dass sie eher zu Gefühlsabstumpfung und massivem Leugnen neigen als zur Wahrnehmung der Chance einer transformierenden Begegnung mit den von ihnen geschädigten Opfern.

Bei dem von mir beobachteten Gacaca meinte ich, bei den Tätern noch etwas Weiteres wahrnehmen zu können. Sie leugneten nicht nur, um vielleicht der eigenen inneren und einer äusseren Verurteilung entgehen zu können. Es schien mir, als wollten sie, ganz unbeholfen und natürlich auch ganz leicht missverständlich als billiger Entlastungsversuch, die Kräfte irgendwie begreifen, die sie beim Morden und Mitmachen ergriffen hatten und die weit über ihr Verstehen und Erklären-Können hinausgingen. Kräfte, die nicht einfach in einem „ich habe den Befehlen gehorcht“, oder in dem „alle haben es

getan, und ich musste es unter Todesandrohung auch tun“ aufgehen und sich auch nicht mit einer wie auch immer geschichtlich-politisch-soziologisch-wirtschaftlichen Begründung oder einer persönlich-biografischen Disposition zum kollektiven, rauschhaften Töten erklären lassen.

Dieses stumme und tastende Suchen der Täter nach etwas absolut jeder Erklärung Entzogenem hatte etwas, was mich berührte und sehr nachdenklich stimmte. Denn es berührte unmittelbar die Frage nach den Kräften, die in jedem Völkermord der Geschichte aufgebrochen sind, die rückblickend jeweils eine immer nur sehr partielle Deutung erfahren konnten und die sich von Aufklärung und von gutgemeinten präventiven Absichten bisher kaum haben beeindrucken lassen.

In Ruanda werden wir daran erinnert, dass wir noch keine angemessenen Bilder, Vorstellungen und Konzepte des Bösen entwickelt haben, die ihm neben der Liebe und dem Guten einen gleichwertigen und notwendigen Platz im Ganzen einräumt und uns langsam wahrnehmen lässt, mit welchen „Ordnungen des Bösen“ wir uns vertraut machen sollten, um die Wirklichkeit vollständiger wahrnehmen zu können.

Ich vermute, dass es eigenständige Ordnungen des Bösen gibt, eine Art dunkle Materie in oder neben den Ordnungen der Liebe, welche letzteren sich zur Lösung aus vermeidbaren Leiden ja vielfach bewährt haben. Die Ordnungen des Bösen können wir, ähnlich wie die dunkle Materie, nicht direkt wahrnehmen sondern aus ihren Wirkungen erschließen. Mit den Wirkungen meine ich die anhaltenden Akte gewaltiger Vernichtung, die die Menschheitsgeschichte von Anbeginn stetig begleiten und im 20. Jahrhundert eine besondere Intensivierung erfahren haben. Diese Phänomene scheinen mir nicht angemessen als ein Versagen der Liebe und ihrer Ordnungen, und damit bei entsprechenden Bemühungen als prinzipiell vermeidbar verstanden zu sein. Sie sind zu elementar, zu unfassbar gewaltig, zu eigenständig und der Liebe und dem Guten zu ebenbürtig, als dass man ihnen eine der Liebe nach- oder unter-geordnete Stellung zuweisen könnte. Wie Bertold Brecht anmerkt „Der Krieg ist wie die Liebe; er findet immer einen Weg.“

Sollten sie also ein eigenständiges Ordnungsprinzip sein, welchen Regeln oder Gesetzlichkeiten folgen die Ordnungen des Bösen? Diese Frage lässt sich, wenn überhaupt, nur nach langer, sehr aufmerksamer und mit-erlebender Beobachtung von Ereignissen wie in Ruanda beantworten. Sind sie der kollektive Ausdruck des von Freud formulierten Todestriebes, der uns ebenso triebhaft zur Auflösung alles Lebenden bewegt wie sein Gegenpart, der Eros, uns zu Liebe und Verbindung treibt? Kommen wir dem Phänomen kollektiver Vernichtung

in ihrer zutiefst unmoralischen und zugleich amoralischen Dimension vielleicht mit dem doppeldeutigen Begriff „Ordnungen des Vergehens“ etwas näher?

Diese Fragen scheinen mir alles andere als akademische Glasperlenspiele zu sein, und ich bin mir sicher, dass von ihrer zukünftigen Beantwortung jede Friedens- und Versöhnungsarbeit unmittelbar profitieren kann.

Möglichkeiten der Aufstellungsarbeit in einem Land wie Ruanda

Nach den vorangegangenen Überlegungen scheinen mir die folgenden Gesichtspunkte wichtig zu sein:

1. Nach den Erfahrungen mit politischen Aufstellungen in unserer seit 2 Jahren arbeitenden „Forschungsgruppe Politische Aufstellungen“ ist es von großer Bedeutung, die eigenen Motive zum Helfen und die Möglichkeit und Bereitschaft der Empfängerländer, Hilfe anzunehmen, genau zu klären. Aufstellungen können bei dieser Klärung gute Dienste leisten. Wenn sich unerkannt ein subtiler „systemischer Neo-Kolonialismus“ mit einer verborgenen Demütigung der Empfänger verbindet, sind keine guten Wirkungen zu erwarten.
2. Das sorgfältige Studium und die Einbeziehung der traditionellen, vorkolonialen Kultur vor allem hinsichtlich der Bedeutung der Ahnen, der Toten und der spirituellen Sinnggebung von traumatischen Erfahrungen. Dieses für die Traumabewältigung inzwischen vom ruandischen Gesundheitswesen langsam wieder anerkannte traditionelle Wissen kann i.S. unterstützender Kraftquellen von unschätzbarem Wert sein.
3. Zusammenarbeit mit unorthodoxen Vertretern der beiden religiösen Hauptströmungen in Ruanda, der christlichen Kirchen und des Islam, der sehr starken Zulauf hat.
4. Modifizierte trauma-orientierte Aufstellungsarbeit mit Betroffenen u.U. in Verbindung mit individueller Trauma-Arbeit. Die Orientierung an der Möglichkeit von „posttraumatischem Wachstums“ (s. unter Literatur), das die traumatische Erfahrung langfristig als eine Chance zu besonderer Herzensbildung und Qualifikation für wichtige Gemeinschaftsaufgaben begreift.
5. Weiterbildende und supervisorische Aufstellungsarbeit mit beratenden und helfenden Berufen wie Sozialarbeitern und NGOs, die ihrerseits vor Ort mit Opfern und Tätern arbeiten.
6. Bei allem eine schrittweise und sehr achtsame Änderung der Wahrnehmung der Toten von ängstigenden und belastenden hin zu unterstützenden und wohlwollenden Kräften.

7. Schließlich auch die Einbeziehung der Täter in den Aufstellungen, je nach der Belastbarkeit der Einzelnen; und je nach einer ausreichend erfolgreichen Auseinandersetzung mit Tätern u.a. in den Gacaca-Prozessen. Im günstigen Fall hätte diese Auseinandersetzung zur Folge, dass die Wahrheit über die verübten Taten von den Tätern ausgesprochen wurde, dass Opfer wie Täter einander ihr menschliches Gesicht wiedergeben und dass übermächtige Rache- bzw. Sühnebedürfnisse im Volksbewusstsein sich auf diese Weise langsam abmildern können.
8. Und auch das Folgende sollte uns bei aller Arbeit und bei aller Bemühung im Bewusstsein bleiben. Ein Ruander, mit dem ich über den Genocid und seine Folgen gesprochen hatte, lächelte schließlich und sagte: „Ja, das stimmt alles. Und sehen Sie, Ruanda ist auch so schön. Die späte Sonne und dann die Dämmerung über den Hügeln, wenn es still wird. Und die Weite der Seen - sehen Sie das auch? Unser Land ist auch so schön.“

Ruanda scheint mir eine Bedeutung zu haben, die über seine eigene nationale Entwicklung hinaus wichtig ist für viele Regionen der Welt, die mit der Verarbeitung und der Prävention von kollektiven Traumata zu tun haben.

Ich bemühe mich deshalb, die in Ruanda geknüpften Kontakte zu Regierungs- und universitären Einrichtungen, zu Organisationen von Sozialarbeitern und Studenten, zu engagierten Einzelpersonen und zu deutschen NGOs zu vertiefen - in erster Linie, um zu lernen. Dann aber auch, um die von uns entwickelten Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen dort, wo sie den ruandischen Weg unterstützen können.

Quellen:

Des Forges, Alison: Kein Zeuge darf überleben. Der Genocid in Ruanda.
Hamburger Edition, Hamburg 2002

Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. GW XIII, Fischer,
Frankfurt 1969

Gobodo-Madikizela, Pumla: A Human Being Died That Night. A South African Story of Forgiveness.
Houghton Mifflin Company, Boston 2003

Gourevitch, Philip: Wir möchten Ihnen mitteilen, daß wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden. Berichte aus Ruanda. Berlin Verlag, Berlin 1999

Levine, Peter: Trauma-Heilung. Das Erwachen des Tigers. Synthesis, Essen, 1998

Maalouf, Amin: Mörderische Identitäten. Suhrkamp, Frankfurt 2000

Mahr, Albrecht: Wut in Aufstellungen. Oder: „Der Krieg ist wie die Liebe; er findet immer einen Weg“ (Brecht).
In: Döring-Meijer, Heribert (Hrsg.): Systemaufstellungen - Geheimnisse und Verstrickungen in Systemen. Junfermann, Paderborn 2004

Morrow, Lance: Evil - An Investigation. Basic Books, New York 2003

Mukagasana, Yolande: La mort ne veut pas de moi.
Éditions Fixot, Paris 1997

dieselbe : N'aie pas peur de savoir. Rwanda : une rescapée tutsi raconte.
Éditions J'ai lu, Paris 1999

Power, Samantha: "A Problem from Hell". America and the Age of Genocide. Basic Books, New York 2002

Reich, Ursula: Appui aux Femmes Seules et aux Orphelins - Unterstützung von alleinstehenden Frauen und Waisen - Eine Herausforderung. Bericht über ein Projekt des Ruandischen Ministeriums für Gender und Frauenförderung und der GTZ 1998 - 2002.

Tedeschi, R. et. al.: Posttraumatic Growth. Positive Changes in the Aftermath of Crises.
L. Erlbaum Publishers, New Jersey 1998

Volkan, Vamik: Bloodlines. From Ethnic Pride to Ethnic Terrorism.
Farrar, Strauss and Giroux, New York 1997

Wirtz, Ursula: Die spirituelle Dimension der Traumatherapie.
In: Galuska, Joachim (Hrsg.): Den Horizont erweitern. Die transpersonale Dimension in der Psychotherapie.
Ulrich Leutner Verlag, Berlin 2003